

Leider findet eine zu erwarten gewesene Analyse der einzelnen Zeugnisse unter übergeordneten Fragestellungen so gut wie nicht statt. So gibt die Verfasserin zwar vereinzelt Hinweise auf Vorlagen einzelner Quellen, doch werden die unterschiedlichen Rezeptionswege und -phasen der Sage nicht systematisch untersucht. Auch die auf S. 37 abgedruckte Karte „Geographische Verbreitung der Sage“ hilft nicht weiter, da sie weder eine zeitliche Differenzierung vornimmt, noch - etwa durch unterschiedliche Signaturen - auf jeweilige Abhängigkeiten verweist. Zweimal (S. 35, 76) wird eine Untersuchung der herausgearbeiteten Beobachtung angekündigt, die Sage habe eine besonders „starke Resonanz“ während der Zeiträume 1413/1447, 1473/1481 und 1488/Wende zum 16. Jahrhundert ausgelöst, doch sucht man hiernach vergebens. Spannende mentalitätsgeschichtliche Erkenntnisse verspricht auch die - hier unterbliebene - Untersuchung der geographischen Zuordnung Triers durch die jeweiligen Autoren und damit verbunden die Frage nach zeitlichen sowie geographischen Unterschieden und deren möglichen Hintergründen. So liegt Trier je nach Ansicht der Verfasser in der Gallia, der Alemannia, der Germania, *in diutsche lant*, in Allemagne etc. Die aus dem beginnenden 13. Jahrhundert wohl in Bardowick entstandene Schrift „de fundatione“ etwa lokalisiert Trier *in Almania*, während Albert von Stade in seiner um 1240 verfaßten Weltchronik den Trierer Erzbischof, obwohl er nicht der Alemannia zugehöre, *ratione antiquitatis* zum Wahlgremium des Kaisers (!) rechnet. In seiner 1413/1414 entstandenen „Cronica“ problematisiert schließlich Dietrich von Nieheim die geographische Zugehörigkeit Triers, von der er in alten Büchern gelesen habe, sie liege in der Gallia Belgica, ihre Einwohner hätten jedoch deutsch gesprochen.

Insgesamt gesehen bietet die Arbeit eine nützliche Zusammenstellung der gedruckten Quellen zur Wirkungsgeschichte der Trierer Gründungssage bis zum Ausgang des Mittelalters. An diese Materialbasis können nun weitere Untersuchungen anknüpfen.

Lukas Clemens, Trier

Jürgen Sistig, Die Architektur der Abteikirche St. Maximin zu Trier im Lichte ottonischer Klosterreform (Furore Verlag, Kassel 1995) 180 S., 28 Fig., 76 Abb. Broschiert, 68,- DM.

Als Ziel der Arbeit wird in der Vorbemerkung (S. 7) formuliert: „(es) soll in der vorliegenden Arbeit versucht werden, die ...vom lothringischen Gorze ausgehende Klosterreform im Hinblick auf ihre architekturhistorisch relevanten Auswirkungen hin zu beleuchten.“ Das Ergebnis wird auf S. 135 folgendermaßen resümiert: „...wäre es tollkühn, einen direkten Zusammenhang zwischen architektonischer Gestalt und monastischer Erneuerung anzunehmen ...“ Das wirkliche Thema der Arbeit - es ist die Druckfassung einer Dissertation der Freien Universität Berlin - ist eine „Abhandlung über die Architektur der Abteikirche St. Maximin“ (S. 7), und zwar von den Anfängen an. Dies müßte selbstverständlich die Auswertung der umfangreichen Ausgrabungen und Bauuntersuchungen voraussetzen, die das Rheinische Landesmuseum Trier, zuletzt in einer großen Kampagne seit 1978, durchgeführt hat, und an der der Leiter der Grabung, Adolf Neyses, mit großem Einsatz seit mehreren Jahren arbeitet. Verf. gibt zwar in Anm. 5, S. 8, einen einmaligen Kontakt mit der Grabungsleitung zu erkennen, verweist dann aber lediglich mit Formulierungen wie „mit Hilfe der zu erwartenden Grabungsberichte sollte es jedoch möglich sein ...“ (S. 46) auf die eigentliche Grundlage. Daß unter diesen Umständen eine überzeugende und angemessen dokumentierte Baugeschichte zu erstellen ist, wird niemand, der sich mit einer vergleichbaren Problematik beschäftigt hat, annehmen. Die Lektüre bestätigt und übertrifft die negative Erwartung.

Zur Kompetenz des Autors im Hinblick auf das Thema einige Proben:

Einem „Bema“ - es handelt sich um einen frühmittelalterlichen Ambo-Typus, der in einigen rheinischen Publikationen wenig glücklich als Bema angesprochen wird - schreibt Verf. eine Funktion als Kennzeichnung eines Heiligengrabes zu (S. 55). Anscheinend fehlen ihm Handbuchkenntnisse auf diesem Gebiet.

Eine karolingische Kirche kann sich Verf. in der in Fig. 8 dargestellten Grundrißform vorstellen (S. 55). Ein Blick in die auch der breiteren Öffentlichkeit zugängliche Literatur hätte ihn leicht vor einem

solchen Fehlgriff bewahren können. Von der Befundlage her ist diese Rekonstruktion ohnehin ausgeschlossen.

Zur ottonischen Architektur: Für den Grabungsbefund nördlich des Magdeburger Domes, von der Forschung einhellig als Palast Ottos I. angesprochen, schlägt Verf. auf S. 103 eine Deutung als Klosterkirche vor - ohne jede Begründung, und eine solche würde wohl auch schwer zu finden sein.

Für die seit langem bekannten Fresken der Krypta unternimmt Verf. eine Neudatierung von der Zeit um 900 in die nach dem Beginn des Neubaus der Kirche, der bald nach ca. 934 erfolgte. Die hierzu herangezogenen Vergleiche aus der ottonischen Buchmalerei zeigen gewisse Ähnlichkeiten der Figurentypen, aber nicht des Stils, und lassen eine inhaltliche Auseinandersetzung mit der ausgezeichneten Arbeit von M. Exner vermissen. Die Schwierigkeit, die einem Neudatierungsversuch entgegensteht, daß nämlich die Befundlage eine Entstehung vor ca. 934 voraussetzt, überwindet Verf. mühelos, indem er den betreffenden, ihm hinderlichen Mauerklotz einfach um drei Jahrhunderte verschiebt, und zwar ohne den Schatten eines beweiskräftigen Argumentes.

Die Reihe der Beispiele ließe sich vervielfachen, mit dem gleichen Ergebnis: Die Arbeit läßt Prosenimarkenntnisse in Stoff und Methodik des Faches vermissen. - Daß sie dennoch als Dissertation akzeptiert werden konnte, ist nicht leicht zu verstehen.

Fazit: Es ist ein Ärgernis, daß ein bedeutendes Objekt wie St. Maximin mit einer unqualifizierten Publikation bedacht worden ist. Für die wissenschaftliche Diskussion ist sie ohne Bedeutung. Um so stärker regt sich der Wunsch, daß eine kompetente Publikation der Befunde durch den Ausgräber bald eine solide Grundlage für die Rezeption und Würdigung der in so vieler Hinsicht außerordentlich wichtigen Grabungen und Bauforschungen bieten möge.

Uwe Lobbedey, Münster

Nachbemerkung

Da es zu der oben besprochenen Arbeit von Jürgen Sistig eine (fast unglaubliche) Vorgeschichte gegeben hat, die m. E. der Öffentlichkeit nicht vorenthalten werden sollte, seien dazu einige Bemerkungen erlaubt.

Am Vormittag des 12.12.1988 erreichte mich ein Telefonanruf des Trierer Bistumskonservators Prof. Dr. Franz Ronig, in dem er mir einen Studenten namens Jürgen Sistig empfahl, der in Berlin bei dem ihm gut bekannten Prof. Thelen Kunstgeschichte studiere. Er würde sich für unsere Untersuchungen in St. Maximin interessieren und bate um Auskünfte. Anlässlich seines Besuchs versicherte mir S., daß er die Absicht hätte, über die Gorzer Klosterreform zu promovieren und wolle die Architektur dieser Zeit im allgemeinen kurz behandeln. Summarisch referierte ich ihm die Untersuchungsergebnisse, ohne ihm Dokumentationen an die Hand zu geben.

Am 13.04.1993 informierte mich der damalige Direktor des Rheinischen Landesmuseums Trier, Dr. Heinz Cüppers, daß eine Dissertation von S. über St. Maximin in Druck gehen solle, die - wie ich erfahren konnte - bereits im August 1992 in der „Kunstchronik“ angekündigt worden war. Von einem Verlag in Mainz, dem die Arbeit zum Druck angeboten worden war, gelangte diese zur Begutachtung an Dr. Cüppers. Bei Durchsicht der Arbeit gewann er den Eindruck, daß dem Verfasser Planungsunterlagen und Grabungsfotos zur Verfügung gestanden haben müssen, die er jedoch vom Landesmuseum nicht erhalten hat. Als direkt von dieser Arbeit Betroffener gelangte später das Manuskript dann auch in meine Hände.

In einem umfangreichen Schreiben wandte sich Dr. Cüppers an die Freie Universität Berlin, in dem es auch um die Rechtslage ging, ob jemand, der sich unerlaubt in den Besitz von Forschungsergebnissen anderer zu bringen versucht hatte, die mit erheblichen Mitteln des Landes Rheinland-Pfalz erarbeitet worden waren, diese als Dissertation vorlegen könnte.